

Citation style

Kümmel, Verena: Rezension über: Levke Harders, American Studies. Disziplingeschichte und Geschlecht, Stuttgart: Steiner, 2013, in: Neue Politische Literatur, 59 (2014), 2, S. 278-279, DOI: 10.15463/rec.1189740735, heruntergeladen über Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

zumindest aufzuwerfen. Inwiefern ist etwa der humorvolle Umgang mit Geschichte – die „debunking function“ des Humors – am Ende vielleicht doch etwas spezifisch Britisches? Inwiefern reflektierten oder popularisierten die betrachteten Beispiele tatsächlich Geschichte? Inwiefern haben sie am Ende weniger mit Geschichte als mit einer spezifisch britischen Tradition der Populärkultur zu tun? Denn darum – um Geschichte in der Populärkultur – geht es dem Band letztlich sehr viel mehr als um Geschichte und deren Popularisierung. Und trotzdem denkt man am Ende, dass auch der ernsthaften Geschichtsschreibung etwas Humor bisweilen nicht schaden würde. Richard Evans hatte recht.

London

Tobias Becker

Die Amerikanistik und die Frauen

Harders, Levke: American Studies. Disziplin-geschichte und Geschlecht, 341 S., Steiner, Stuttgart 2013.

Dass die europäischen und amerikanischen Hochschulsysteme Frauen durch ihre Organisation und Struktur benachteiligen, ist innerhalb der Universitäts- und Geschlechtergeschichte keine neue Erkenntnis. Nicht von ungefähr hat beispielsweise die Deutsche Forschungsgemeinschaft im Jahr 2008 die „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ initiiert, um die deutsche Hochschullandschaft gerade auf der Strukturebene chancengerechter zu gestalten.

Levke Harders verlässt in ihrer Dissertationsschrift jedoch diese Vogelperspektive auf die Hochschulen und spürt den exkludierenden Mechanismen in einem einzelnen Fach, den *american studies*, in seinem Ursprungsland, den USA, nach. Sie fasst ihre Studie selbst mit den Worten zusammen, dass sie „die Entwicklung des interdisziplinären Lehr- und Forschungsgebietes American Studies in den USA vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre“ (S. 295) schildere. Genau dies leistet sie auch und verweist dabei auf die Ungleichheitsstrukturen innerhalb des Faches. Dass die „vorliegende Studie Geschlecht als Kategorie in die Fachgeschichte von American Studies ein[schreibe]“ (S. 10), ist jedoch ein Anspruch, der nicht durchgehend umgesetzt wird.

Zwar beschreibt sie in ihrem ersten von vier Hauptkapiteln, wie sich aus einem gerade bei Frauen auf viel Resonanz stoßenden

Themenbereich allmählich ein gemeinsamer Lehr- und Forschungsgegenstand herausbildete und wie mit voranschreitender Professionalisierung und Institutionalisierung die Partizipation der Frauen zurückging. Die Wissenschaftlerinnen treten dabei jedoch hinter die Behandlung von allgemeinen Fachthemen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zurück. Dabei behandelt die Autorin in der chronologischen Darstellung die Forschungs- beziehungsweise Lehrthemen, die wissenschaftlichen Organisationen und die Fachzeitschriften; die Ausbildung von akademischen Schulen und informeller Netzwerke vernachlässigt sie hingegen. Auch bleibt das Verhältnis der Geschlechter innerhalb des Faches und in anderen Fächern, wie den *area studies*, auf die wegen der ähnlichen Entstehungsbedingungen verwiesen wird, unklar. Harders geht es nicht um den quantitativen Anteil der Studentinnen, Absolventinnen und Wissenschaftlerinnen in den *american studies*; und so werden statistische Daten sehr zurückhaltend in die Darstellung eingebunden und die Geschlechterverhältnisse selten systematisch analysiert. Vielmehr nimmt die Autorin in der Forschung bisher kaum oder gar nicht berücksichtigte Studienangebote und Wissenschaftlerinnen in den Blick. Aus dem landesweit umfassenden Lehrangebot greift sie in ihrem zweiten Kapitel drei Studiengänge heraus, die unter Mitwirkung von Wissenschaftlerinnen eingerichtet wurden, einen an einem *women's college* und zwei koedukative an staatlichen Hochschulen. Zwei der ausgewählten Institutionen liegen in New York City, die andere im Mittleren Westen. Damit gehen die Beispiele über die damals noch den Männern vorbehaltenen Privatuniversitäten, die bisher aber am besten erforscht seien, hinaus. Hier bietet die Studie einen Einblick in die Bedingungen unter denen in den *american studies* besonders Frauen in den 1940er und 1950er Jahren gelehrt und gearbeitet haben.

Im dritten Kapitel werden einzelne im ersten Kapitel aufgezeigte Aspekte der Selbstfindung der *american studies* einer Analyse unterzogen. Dazu gehört neben dem Verhältnis zur Nation auch der Anspruch der permanenten Innovation sowie der ‚neuen‘ Inhalte und eben die Geschlechterordnung. Dabei zeigt Harders wie nicht nur durch die Besetzung von Posten und die Verteilung von wissenschaftlichen Positionen, sondern unterschwellig auch durch die Verwendung von Metaphern und Sprachbildern, Frauen aus der Wissensproduktion und damit insbesondere der Forschung ausgeschlossen wurden. Wie dies

im Einzelfall ablaufen konnte, veranschaulicht sie im vierten Kapitel an den Biografien von Elizabeth Reynard, Elspeth Davies Rostow, Miriam M. Heffernan und Mary C. Turpie, die auch alle an den exemplarisch vorgestellten Studiengängen beteiligt gewesen waren. Gerade in diesem Kapitel wird deutlich, wie sehr es der Autorin um die Arbeitssituation der Amerikanistinnen an den Hochschulen geht.

So ist die Studie auch in dem Verständnis geschrieben, dass sich das Gedächtnis eines Faches „durch (De-)Kanonisierung und Bedeutungsverschiebung wandeln“ (S. 305) könne. Levke Harders bricht das gängige Narrativ der männlichen Hegemonie in den *american studies* auf und arbeitet die Beiträge der Frauen an der Genese des Faches heraus. Wie sich die aus der Analyse des Fallbeispiels gewonnenen Beobachtungen nun innerhalb der US-amerikanischen Hochschullandschaft verorten lassen und welchen Stellenwert die *american studies* in diesem Rahmen haben, wird von der Autorin jedoch offengelassen.

Essen

Verena Kümmel

Paradoxien und Ambivalenzen des Skandals

Gelz, Andreas/Hüser, Dietmar/Ruß-Sattar, Sabine (Hrsg.): Skandale zwischen Moderne und Postmoderne. Interdisziplinäre Perspektiven auf Formen gesellschaftlicher Transgression, 332 S., De Gruyter, Berlin 2014.

Skandale – lange mit dem Stigma reiner Sensationsgeschichten behaftet – erfreuen sich in den letzten Jahren zunehmend der Aufmerksamkeit der Wissenschaften. Trotz dieses „Booms“ fehlt es jedoch noch an interdisziplinären ebenso wie an internationalen Arbeiten zum Thema. Zur Schließung dieser Lücken möchte der vorliegende Sammelband beitragen. Basierend auf der Tagung „Skandal. Repräsentationsformen eines gesellschaftlichen Ärgernisses zwischen religiöser Norm und säkularer Gesellschaft“ (Freiburg 2010) vereint der Band Beiträge aus der Geschichts-, Literatur-, Politik- und Sozialwissenschaft, die einen lesenswerten Einblick in die vielfältigen Betrachtungsweisen des Phänomens Skandal liefern.

In ihrer Einleitung setzen sich die Herausgeber mit dem „Skandal als Forschungsfeld“ auseinander und beklagen, dass viele Ansätze zu wenig

Raum für die Vielschichtigkeit von Skandalen ließen, die als komplexe Phänomene eben nicht in vorformulierte Beschreibungsmodelle eingepasst werden könnten. Ziel des Sammelbandes sei daher nicht eine Definition des Skandals zu finden, sondern sich mit seinen „Paradoxien und Ambivalenzen“ (S. 6) auseinanderzusetzen. Dem folgend dient die Einleitung eher dazu, Fragen und Problemfelder aufzuzeigen, als dass sie definitive Antworten geben möchte. Das betrifft sowohl die verschiedenen Möglichkeiten der Form und Funktion von Skandalen als auch die Frage nach der Existenz nationaler Skandalkulturen und den Effekten einer transnationalen Skandalrezeption. Dabei nimmt der Sammelband ein breites Spektrum unterschiedlicher Ansätze und historischer Kontexte in den Blick.

Die 14 Beiträge bauen zumeist – auch wenn die Einleitung zuerst vermuten lässt, man wolle von narrativen Fallbeschreibungen stärker abweichen – auf konkreten Beispielen in Spanien, Frankreich und Österreich/Deutschland auf; der zeitliche Rahmen reicht vom 18. bis ins 21. Jahrhundert. Stärker theoretisch geprägt sind die Aufsätze von Wolfgang Asholt, Michael Dellwing, Ingeborg Villinger und Jochen Mecke.

Die Romanisten Helmut Pfeiffer, Andreas Gelz und Jochen Mecke setzen sich mit Literaturskandalen und ihren spezifischen Erscheinungsformen auseinander. Dabei beleuchten Pfeiffer und Gelz insbesondere das Spannungsfeld konkurrierender Normen und Ansprüche von Literatur und Religion während Mecke eine Typologie des Literaturskandals entwickelt und der Frage nachgeht, ob die Postmoderne überhaupt noch Skandale hervorbringen könne. Religiöse Skandale nimmt auch der Historiker Jörn Leonhard in den Blick, der ausgehend von den Skandalen im revolutionären Frankreich eine „Pathologie des historischen Skandals als exemplarische Vertrauenskrise“ (S. 74) entwickelt. Konsequenzen von Skandalen und Reaktionsmöglichkeit der Skandalisierten stehen im Zentrum der Beiträge der Historiker Birgit Aschmann, Daniel Mollenhauer und Dietmar Hüser sowie der Politikwissenschaftlerin Sabine Ruß-Sattar. Aschmann erweitert das Zusammenspiel von Politik und Religion im Skandal am Beispiel der Sex-Skandale Isabellas II. von Spanien um den Aspekt der Geschlechterrollen und untersucht, ähnlich wie Daniel Mollenhauer am Beispiel der Dreyfus-Affäre, das komplexe Zusammenspiel von Skandalisierung und Gegenskandalisierung. Ruß-Sattar zeigt am Beispiel der *affaires politico-financières* in Frankreich, dass die Reaktionen